

Sonya Winterberg

Wir sind die Wolfskinder

Verlassen in Ostpreußen



Weltbild

Wir sind die Wolfskinder

Sonya Winterberg

Wir sind die Wolfskinder

Verlassen in Ostpreußen

Mit einem Vorwort von
Rita Süsmuth

Weltbild

Das Buchprojekt »Wir sind die Wolfskinder« wurde durch ein Stipendium der
Kulturstiftung des Freistaates Sachsen ermöglicht.



Genehmigte Lizenzausgabe für Weltbild GmbH & Co. KG,
Werner-von-Siemens-Str. 1, 86159 Augsburg
© Piper Verlag GmbH, München 2012
Covergestaltung: atelier seidel, teising
Covermotiv: © akq-images.de

Satz: Datagroup int. SRL, Timisoara
Druck und Bindung: CPI Moravia Books s.r.o., Pohorelice
Printed in the EU
ISBN 978-3-8289-5685-8

2021 2020
Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Lizenzausgabe an.

Einkaufen im Internet:
www.weltbild.de

*Für
Lea Clarice und Antonio Maurice
Jasper und Daniël*

Inhalt

Vorwort von Rita Süßmuth	II
Prolog	17
1 Ein Schicksalstag.	25
2 Erinnerung an Königsberg	35
3 Frieden und Krieg.	41
4 Die Stunde Null.	69
5 Verlassen.	90
6 Aufbruch ins Brot- und Kuchenland	107
7 Wolfskinder und Waldbrüder	127
8 Bettler und Bauern	139
9 Am Scheideweg	158
10 Gefangen und verschleppt.	181
11 Ankommen im neuen Deutschland	193
12 Der Weg in den Westen.	214
13 Fremde neue Heimat.	229
14 Damals und heute.	254
15 Die Stunde der Politiker	296
16 Sehnsuchtsort Königsberg.	326
Danksagung	347
Anhang	
Editorische Notiz	351
Bibliografie.	354
Register (Orts-, Personenregister)	358

»Sofern es überhaupt ein ›Bewältigen‹ der Vergangenheit gibt, besteht es in dem Nacherzählen dessen, was sich ereignet hat; aber auch dies Nacherzählen, das Geschichte formt, löst keine Probleme und beschwichtigt kein Leiden, es bewältigt nichts endgültig, es hilft aber, ›die innere Wahrheit des Geschehens so transparent in die Erscheinung zu bringen, daß man sagen kann: Ja, so ist es gewesen.«

Hannah Arendt

Vorwort

Sie sind die Kinder des Zweiten Weltkriegs, die Kinder der Flucht und der Vertreibung – und Kinder Ostpreußens. Niemand hatte sie vorbereitet auf den gewaltvollen Verlust der Mutter und der Angehörigen, den Hunger, die Kälte und schließlich das jahrzehntelange Verlassensein; auf die Traumata ihrer Kindheit, die sie ein Leben lang begleiten würden und die sich bis in die Gegenwart auswirken – so jedenfalls sieht es die Autorin dieses Buches.

In einem Vortrag anlässlich des Preußenjahrs 2001 konstatierte der Historiker Arnulf Baring, dass in Deutschland kaum öffentlich behandelt werde, was es bedeute, »dass der größere Teil des alten Preußen, das 1701 Königreich wurde, heute polnisch, auch russisch oder litauisch ist«. In einem geeinten Europa, in dem seither auch Polen und Litauen Aufnahme gefunden haben, hat sich daran mehr als zehn Jahre später wenig geändert. So wie das Schicksal dieser Gruppe erst sehr spät bearbeitet wurde, erging es auch den Ostpolen, die als Erste zwangsweise umgesiedelt, vertrieben und traumatisiert wurden.

Eines der drei baltischen Länder ist auf ganz besondere Weise mit Deutschland verbunden – Litauen. Hier fanden nach Ende des Zweiten Weltkriegs zahlreiche der Geflohenen oder Vertriebenen aus Ostpreußen eine Zuflucht, einige von ihnen blieben bis heute. Diese Tatsache spiegelt

sich im öffentlichen Bewusstsein kaum wider. Wenn wir auf die dramatische Zeitenwende 1989/90 zurückschauen, sollten wir bedenken, dass sich die damaligen Ereignisse aus litauischer Sicht keinesfalls frei von Gewaltandrohung vollzogen.

Als sich Litauen auf einem Parteitag Ende 1989 von der sowjetischen Führung in Moskau lossagte, stieß das Land auf das deutliche Nein Gorbatschows zur Unabhängigkeit der baltischen Staaten. Deutschland wollte auf keinen Fall einen Konflikt mit Gorbatschow wegen der Unabhängigkeitsforderungen im Baltikum. Das hätte das Ziel der deutschen Einheit gefährden können. Wenn ich auch die Zurückhaltung Kohls und Genschers nachvollziehen konnte, suchten wir damals doch nach Wegen, wie wir die Litauer politisch und praktisch unterstützen konnten. Wir bewunderten den Mut derer, die unbeirrt auf ihren »großen Tag« zusteuerten, die Erklärung der Unabhängigkeit am 11. März 1990.

Tagtäglich die Aufbruchsstimmung in Deutschland mitzuerleben, auch die Nachrichten von den vielen Menschen zu sehen, die in Litauen für die Unabhängigkeit auf die Straße gingen, und dennoch die eher zurückhaltende Politik zu erleben und als Bundestagspräsidentin zum Teil auch mittragen zu müssen, fiel mir schwer.

Es wurde damals auch nicht gesehen, dass das Einsetzen für die Belange Litauens eng mit dem Schicksal einer dort lebenden deutschen Minderheit zu tun hatte, die, anders als etwa die Russlanddeutschen, über keine Lobby verfügte

und deren deutsche Herkunft vonseiten der Bürokratie aufgrund fehlender Dokumente in Zweifel gezogen wurde. Den Lebensgeschichten dieser Kriegskinder geht die Autorin Sonya Winterberg in diesem Buch nach.

Ich kann mich noch gut erinnern, dass innerhalb der Regierung größter Druck auf uns Parlamentariern lastete. Dass ich dennoch Anfang September 1991 als erster hochrangiger Politiker nach Litauen flog, um Gespräche mit der von der Sowjetunion nicht anerkannten Regierung zu führen, stieß auf wenig Gegenliebe. Wir sollten nicht nach Litauen fahren, waren aber dennoch da. Die Eindrücke waren bedrohlich und haben sich mir tief eingepägt. Rund um das Parlament in Vilnius waren noch die Barrikaden aus Sandsäcken zu sehen, die das Gebäude schützen sollten, um dem Angriff sowjetischer Truppen zu widerstehen. Der blutige 13./14. Januar 1991 forderte 14 Menschenleben und weit über 100 Verletzte.

Ich nahm damals unbürokratisch und ohne protokollarische Abstimmung mit Bonn einen schwer verletzten litauischen Soldaten mit zurück nach Hamburg, dem die dringend notwendige medizinische Hilfe sonst verwehrt geblieben wäre. Im Bundeswehrkrankenhaus wurde er sechs Monate behandelt und konnte danach wieder gesund in seine Heimat zurückkehren.

In außenpolitischen Belangen haben Kanzleramt und Außenministerium größeres Gewicht als der Bundestag. Mit den uns zur Verfügung stehenden Mitteln wurden die

Parlamentarier aber dennoch sehr früh aktiv. Der Deutsch-Baltische Freundeskreis war es in erster Linie, der wichtige Hilfe im Bestreben nach Unabhängigkeit Litauens leistete. Damals gehörten ihm rund 100 Parlamentarier aller Fraktionen (außer der PDS) an. Gegründet wurde er im Frühjahr 1991 durch Wolfgang Freiherr von Stetten, der zudem den Vorsitz übernahm.

Wie kein zweiter Politiker engagierte sich fortan Wolfgang von Stetten für die neuen deutsch-baltischen Beziehungen. Sein Büro im Langen Eugen in Bonn wurde kurzerhand zum Deutsch-Baltischen Informationsbüro, einer Art Übergangsbotschaft, und seine persönlichen Beziehungen zu den führenden Parlamentariern der Region bereiteten den Boden für die vertrauensvolle Zusammenarbeit, die nicht zuletzt 2004 in den Beitritt der baltischen Staaten zur Europäischen Union und zur NATO mündete. Damit war das kollektive Trauma, die Angst vor einem erneuten Übergriff Moskaus, beendet.

In diesem Kontext muss das außerordentliche Engagement Wolfgang von Stettens für Litauen, aber auch für die deutsche Minderheit gewürdigt werden. Im Jahr 1992 kam er erstmals in Kontakt mit dem Verein »Edelweiß«, in dem sich viele Betroffene kurz zuvor zusammengeschlossen hatten. Ihre Sache machte er sich in den folgenden Jahren zu eigen. Ob es um Familienzusammenführungen, den komplizierten Staatsbürgerschaftsnachweis, Wiedereinbürgerungsverfahren oder schlicht humanitäre Hilfe ging, von Stetten wurde für viele Betroffene zum Vater, den sie nie hatten.

Unermüdlich stand er ihnen zur Seite, wenn sich die Bürokratie der Ämter und Behörden unerbittlich zeigte, und unermüdlich sammelt er bis heute Spenden, um, wie er selbst sagt, »ein wenig die Not zu lindern«. Eine Not, die das Leben ohne elementarste Schulbildung und unterhalb des Existenzminimums in Litauen trotz EU-Mitgliedschaft mit sich bringt.

In seiner damaligen Rede forderte Arnulf Baring übrigens auch, unseren Schulkindern solle das Schicksal der traumatisierten Kinder und jungen Erwachsenen im Baltikum viel stärker erschlossen und vermittelt werden, als es bisher der Fall ist. Diese Notwendigkeit besteht in der Tat.

Prof. Dr. Rita Süßmuth
Bundestagspräsidentin a.D.

Berlin, im März 2012

Prolog

Es ist der 21. März 1992 – eine kleine Wohnung im zweiten Stock eines Backsteingebäudes im norddeutschen Flensburg. Mit zitternden Händen hält Anna Unkat ein maschinell erstelltes Schreiben des Roten Kreuzes in Händen. Tränen rinnen über das zerfurchte Gesicht der alten Dame. Es ist lange her, dass sie zum letzten Mal geweint hat. Fast fünf Jahrzehnte sind vergangen, seit sie ihren jüngsten Sohn auf der Flucht aus Ostpreußen verlor. Endlos scheinende Jahre, die sie in Sorge um ihn war, in denen sie tagtäglich, wieder und wieder, die letzten Momente Revue passieren ließ, bevor der Zug losrollte und sie begriff, dass der kleine Günter am Bahnhof Insterburg zurückgeblieben war. Nie hat sie den Glauben verloren, dass er noch am Leben sei. In all den Jahren hat sie nichts unversucht gelassen, um ihn zu finden. Und doch mussten 50 Jahre bis zu diesem Moment vergehen. Die Greisin wischt sich die Tränen aus dem Gesicht und bittet die Pflegerin, ohne deren Betreuung sie seit einigen Jahren nicht mehr zurechtkommt, um einen Stift. Mit großer Mühe bringt sie zu Papier, was ihr in diesen Minuten durch den Kopf geht:

Mein lieber Sohn!

Ich habe heute den Brief vom Suchdienst erhalten, dass Du, liebes Günterchen, noch lebst! Ich brach in Freudentränen aus. Du schreibst, dass Du einen anderen Namen

angenommen hast. Ist das der Name Deiner Pflegeeltern? Bist Du allein oder hast Du Familie? Bring alles mit, was Du hast. Platz habe ich genug. Mein liebes Günterchen! Gott hat mein Gebet erhört! Komm, so schnell Du kannst. Ich schreibe nicht viel, aber ich möchte, dass wir uns bald wiedersehen. Ich bin ganz aufgeregt und kann einfach nicht mehr schreiben.

*Viele herzliche Grüße aus dem fernen Flensburg.
Deine Dich liebende Mutter.*

Hans Neumann steht in den späten Abendstunden des 2. September 1991 am Hauptbahnhof in Braunschweig und wird von seinen Gefühlen überwältigt. Vor ihm steht sein Bruder Gerhard, den er zuletzt an einem warmen Frühlingstag 1945 gesehen hatte. Hans war sieben, als er auf der Flucht von Mutter und Bruder getrennt wurde. Zwei Jahre schlug er sich im Grenzgebiet zwischen Königsberg und Litauen in den Wäldern entlang der Memel durch, immer in der Hoffnung, nach Deutschland zu gelangen und die Familie wiederzufinden – ohne Erfolg. Ab 1947 wohnte Hans bei einer litauischen Bauernfamilie. Aus dem deutschen Hans wurde Jonas, ein litauischer Junge. Seine deutschen Wurzeln, die Eltern und seine drei Geschwister vergaß er dennoch nie.

Erst Anfang 1991 gelang es den deutschen Geschwistern, Hans über den Suchdienst der Kirchen und des Roten Kreuzes ausfindig zu machen. Wenige Monate später sind die bürokratischen Hürden genommen, und die beiden Brüder liegen sich in den Armen. Hans Neumann ringt

lange um Worte: »Der Himmel öffnet sich ...« Anders, weniger pathetisch, kann er seine Gefühle nicht ausdrücken. Auch der Vater lebt noch. Hermann Neumann ist 89 Jahre alt und wohnt in einem Dortmunder Seniorenheim. Ungläubig gibt er dem verlorenen Sohn die Hand. Nur die Mutter wird Hans nicht wiedersehen. Sie ist kurz nach Kriegsende nach Sibirien verschleppt worden und 1948 in einem Lager umgekommen.

Nicht immer gibt es nach so langer Zeit ein Wiedersehen. Ob ihre Mutter noch lebt, weiß ein anderes Wolfskind bis heute nicht: »Ich war vielleicht fünf Jahre alt. Die Bäuerin hielt mich im Stall bei den Schweinen. Als meine Mutter überraschend kam, um mich abzuholen, denn es sollte nach Deutschland gehen, schämte sich die Bäuerin. Sie belog meine Mutter und sagte ihr, dass ich gestorben sei.« So bleibt das Mädchen im litauischen Kaunas. Erst auf dem Totenbett gesteht die katholische Bäuerin ihrer Pflegetochter diese Lüge. Eine unverzeihliche Sünde, die ihr ein ganzes Leben auf dem Gewissen lastete. Sie bittet ihre Ziehtochter um Vergebung. Nach dem Tod der Bäuerin vertraut das einstige Wolfskind seine Geschichte der Historikerin Ruth Kibelka an. Doch nirgendwo in Deutschland findet sich eine Spur.

Drei Schicksale von vielen, welche von deutschen Kindern erzählen, die in den letzten Tagen des Zweiten Weltkriegs oder kurz nach Kriegsende ihre Eltern verloren haben. Damals flohen Zehntausende Familien aus dem nördlichen Ostpreußen vor der Roten Armee. Zahlreich sind die Fälle,

in denen auf der Flucht die Kinder zurückblieben. Manche erlebten die Erschießung der eigenen Familie. Andere mussten ohnmächtig zusehen, wie jüngere Geschwister verhungerten oder aus Schwäche starben, wie die Mutter einer Epidemie erlag. Diese Kinder, oft nicht älter als vier oder fünf Jahre, waren plötzlich auf sich allein gestellt und überlebten monatelang, manchmal über Jahre in kleinen Gruppen in der freien Natur Ostpreußens, Königsbergs und des Baltikums. Deshalb nennen sie sich bis heute »Wolfskinder«.

Viele Wolfskinder kamen um, verhungerten, wurden nach dem Krieg von Soldaten der Roten Armee erschossen, weil sie verzweifelt nach Nahrung suchten – oder auch nur, weil sie Deutsche waren. Einige Tausend wurden bis 1951 in Viehwaggons geladen und in die Sowjetische Besatzungszone, später die DDR gebracht, wo man sie auf Kinderheime verteilte und ihnen verbot, von ihrem Schicksal zu erzählen. Eine ebenso große Zahl verblieb in der Sowjetunion. Die meisten gelangten nach Litauen, wo sie als billige Arbeitskräfte eingesetzt wurden. Weil das verboten war, erhielten sie die litauischen Namen der Bauern, galten als Familienmitglieder. Im besten Falle wurden sie wie Pflegekinder behandelt und später adoptiert. Dennoch besuchten die meisten nie eine Schule, lernten nie Lesen und Schreiben. Manche von ihnen glaubten, Deutschland sei nach dem Krieg untergegangen und existiere nicht mehr. Sie glaubten es auch selbst noch, als sie zu Beginn der Neunzigerjahre vom Kindersuchdienst aufgespürt wurden. Über Jahrzehnte hatten sie ihre alten Namen verleugnen müssen,

ihre Muttersprache nicht sprechen dürfen. Manchen gelang es, ihre Vergangenheit zu vergessen; andere zerbrachen daran. In vielen jedoch offenbarte sich eine überraschend starke und trotzige Kinderseele. Obwohl sie ihre Eltern nur wenige Jahre lang erlebt hatten, blieben sie lebenslang auf der inneren Suche nach ihren Familien – bis heute.

Das Schicksal der Wolfskinder beschäftigt mich schon lange. Im Jahr 2007 erschüttert mich eine Analyse des ehemaligen Bundestagsabgeordneten Wolfgang von Stetten: »Sie leben letztlich in erbärmlichen Verhältnissen, und es ist eine Schande für den deutschen Staat, dass es trotz aller Anstrengungen nicht gelungen ist, diesen Menschen eine kleine Rente zuzusprechen. Diese nicht einmal hundert Menschen verlieren auch nach 62 Jahren noch immer den Krieg, fühlen sich verraten, verlassen und letztlich vom Vaterland vergessen.«

Im Jahr 2011 begleite ich eine Gruppe Wolfskinder aus Litauen bei ihrem Deutschlandbesuch. Eine von ihnen ist Waltraut Minnt. »Sie ist eine Wanderin!«, raunt mir jemand zu, der sie seit Jahren kennt und damit meint, sie sei eigentlich eine Landstreicherin und nie wirklich sesshaft geworden. Und so hält sie sich stets ein bisschen abseits und ist doch auf Gruppenfotos immer gut zu erkennen – sie steht meist am Rand, ein paar Schritte neben den anderen, als gehöre sie eigentlich gar nicht dazu.

Waltraut ist in diesen Tagen in Deutschland ganz unruhig. Immer wieder hält sie die Gruppe auf, kommt nicht zu verabredeten Zeiten zum Bus zurück. Irgendwann bricht es während unseres Aufenthalts in Berlin aus ihr heraus. Sie

erzählt von einem Bruder, der offenbar ganz in der Nähe lebt – Fritz. Dabei weint und strahlt sie zugleich und ist so froh, eine Adresse zu haben, zu wissen, dass es ihn noch gibt. Doch sie traut sich nicht, ihn aufzusuchen. Drei Tage und drei Nächte hat sie nun immerzu überlegt, ob und wie sie ihn doch noch treffen könnte. »Aber wie sollen wir uns verständigen?« – das ist ihre größte Sorge. Wie so viele in Litauen verbliebene Wolfskinder hat auch sie das meiste Deutsch vergessen. Erst später wird sich herausstellen, dass der Bruder Waltraut gar nicht sehen will. Sie ist ihm peinlich, war auch »nur« eine Halbschwester, und überhaupt wisse man ja nicht, »was diese Leute aus dem Osten für Ansprüche hätten«. Alles, was Waltraut bleibt, sind die guten Erinnerungen. Zumindest die kann ihr keiner mehr nehmen.

Waltraut trägt gerne blau und kleine geometrische Muster. Ihre Kleider stammen aus einer anderen Zeit und sind meist aus Polyester. Das schwarze Haar, noch nicht ganz ergraut, trägt sie in einem Knoten. Sie sieht nicht mehr gut und trägt eine markante Brille in geschwungener Schmetterlingsform, die allerdings schon bessere Zeiten gesehen hat. Wann zuletzt die Sehstärke untersucht wurde, daran kann sie sich nicht erinnern. Oft legt sie den Kopf ein wenig zur Seite, sieht ihr Gegenüber aus den kleinen braunen Augen skeptisch an und wackelt ein bisschen mit dem Haupt. In solchen Momenten denke ich, dass an ihr eine Lehrerin verloren gegangen ist. Noch ein weiteres Accessoire gehört zu Waltraut und ist untrennbar mit ihrer Person verbunden: eine ockerfarbene Bügeltasche aus den Fünfzigerjahren. Während ihres Deutschlandbesuchs essen wir gemeinsam

in einer Cafeteria zu Mittag. Alles ist neu für sie. Die bunten Farben, die lichtdurchfluteten Räume und dann die Auswahl an warmen und kalten Speisen, Suppen und Salaten – sie ist sichtlich überfordert und balanciert ihr Tablett unsicher durch den Überfluss einer deutschen Kantine. Am Ende nimmt sie eine kleine Schüssel Suppe und drei Brötchen. Als sie am Tisch sitzt, lässt sie in einem unbeobachteten Moment zwei der Brötchen flugs in ihre Handtasche gleiten. »Man weiß ja nie«, erklärt sie mir hinterher. So viel Essen wie hier habe sie in ihrem ganzen Leben noch nicht gesehen. »Und so schön angerichtet! Wie im Märchen.« Doch nicht nur Vorräte finden Platz in Waltrauts Handtasche. Eigentlich, so meint sie, sei es ihr ganzes Leben, das dort hineinpasse. Als sie das sagt, will ich alles erfahren – über ihr Leben und ihre Handtasche. Mir wird klar, wie wenig ich bislang überhaupt über das Schicksal der Wolfskinder wirklich weiß. Und ich verstehe, dass ich die Antworten nicht in Deutschland finden werde.

1 Ein Schicksalstag

Vilnius, an einem Donnerstag im Januar 2011. Ich bin erst wenige Tage in der Stadt. Hier treffe ich Valdas Petrauskas. Er war am Ende des Zweiten Weltkriegs selbst noch ein Jugendlicher und erinnert sich an die »vokietukai«, die »kleinen Deutschen«, wie die Litauer beinahe schon liebevoll die Kinder aus Ostpreußen nannten, die hungrig durch das Land streunten. Aber noch wacher werden seine Augen, wenn er sich den Blutsonntag im Januar 1991 ins Gedächtnis ruft. Ein Schicksalstag sowohl für Litauen als auch für die Wolfskinder.

Damals besetzten sowjetische Panzer die Hauptstadt des freien Litauens. International anerkannt war die »Republik Litauen« zu diesem Zeitpunkt freilich noch nicht. Michail Gorbatschow hatte ein Ultimatum gestellt. Das Land sollte seine im Vorjahr ausgerufenen Unabhängigkeit zurücknehmen. Die Situation in der noch jungen Republik war durch eine massive Wirtschafts- und Rohstoffblockade Moskaus prekär geworden. Wie schon so oft in der Geschichte des Kalten Krieges sollten Panzer einmal mehr den Zusammenhalt des – bereits zerfallenden – Ostblocks sichern.

Zu den Mutigen dieser historischen Stunde gehörte der eben erst gewählte Parlamentspräsident Vytautas Landsbergis, der sich mit den Abgeordneten in ihrem Dienstgebäude am Gediminas Prospekt verschanzt hatte. In einer dramatischen Fernsehansprache appellierte Landsbergis an das Volk und bat es um Schutz. Zu Tausenden strömten Men-

schen zum Parlament und verdrängten so die vom KGB bestellten Demonstranten und Claqueure. Tag und Nacht bewachten sie ihr Parlament – bereit, für die neu gewonnene Freiheit zu sterben. Wie in alten Zeiten begleiteten Priester diesen Kampf, um den Gläubigen die Beichte abzunehmen und letzte Sakramente zu spenden. »Viele Litauer waren unter Stalin in der Verbannung in Sibirien gewesen. Fast jeder kannte solche Fälle aus der eigenen Verwandtschaft«, erzählt Valdas. »Und viele sind auch nicht mehr zurückgekommen.« Die damals vom Schicksal Verschonten hatten in dieser Stunde weit mehr zu gewinnen als zu verlieren. Der Fall der Mauer in Berlin hatte den Eisernen Vorhang einen Spalt geöffnet, und die Litauer schienen nicht mehr gewillt, diese einmalige Chance verstreichen zu lassen.

Nicht nur am Parlament versammelten sich die Menschen. Auch am Sendezentrum der Fernsehanstalt standen sie in dichten Reihen. Dort eskalierte die Situation. Panzer zielten über die Köpfe der Menge hinweg, Soldaten gingen brutal gegen die friedlichen Demonstranten vor, schlugen sie mit Gewehren und Eisenstangen nieder. Schließlich eröffneten sie das Feuer, schossen ohne Gnade. Unvergessen sind bis heute für die Litauer die Fernsehbilder. Angsterfüllt erstattete die Nachrichtensprecherin aus dem von innen verschlossenen Studio Bericht: »Jetzt hämmern sie gegen die Tür!« – Dann brach die Übertragung ab, ein sowjetischer Sender übernahm die Ausstrahlung.

Dennoch gelang es Landsbergis erneut, aus dem Parlament heraus sein Volk um Hilfe zu bitten. Etwa 150 000 Litauer bildeten eine undurchdringliche Mauer um das Gebäude,

errichteten Straßensperren und verhinderten die Stürmung. 15 am Sendezentrum getötete Menschen und viele Schwerverletzte besiegelten durch ihr Opfer schließlich endgültig die Unabhängigkeit Litauens. Gorbatschow scheute ein weiteres Blutvergießen und zog die sowjetischen Truppen zurück.

An diesem Winterabend 2011 jährt sich der Schicksalstag für das baltische Land zum zwanzigsten Mal. Es ist der Nationalfeiertag. Die ganze Nacht hindurch brennen kleine Feuer in der Stadt, an denen sich die Menschen wärmen können, wie einst auf dem Platz vor dem Parlament und am Sendezentrum. Allgegenwärtig ist heute der verzaubernde Klang zahlloser Chöre. Was damals geschah, nennen sie die »Singende Revolution«, weil ab dem Ende der Achtzigerjahre zahlreiche Folklore- und Tanzgruppen die nationale Identität wachriefen und dadurch den Wandel begründeten.

Die Schatten der Torbögen und Einfahrten in der Altstadt sind furchteinflößend. Am Parlament zeigt mir Valdas die Betonbarrikaden, die zur Mahnung und Erinnerung geblieben sind und noch bis Ende 1992 das Parlamentsgebäude abriegelten. Heute sind sie hinter Glas, wirken mit den Graffiti und Bemalungen von einst wie Kunstwerke einer vergangenen Zeit. Valdas nimmt zum Abschied meine Hand bewegt in die seine. Es ist spät geworden.

Der Blutsonntag von Vilnius war global gesehen eine Randnotiz der Geschichte. Gerade hatte der Krieg am Golf begonnen und stand im Mittelpunkt des medialen Interesses.

Doch für eine kleine Gruppe Deutscher, die seit 1945 in Litauen leben musste, öffnete sich erstmals die Tür zu einer Welt, die für sie ebenso weit entfernt wie unbekannt war – ins Land ihrer Väter.

Erst mit dem Ende des Kalten Krieges und der litauischen Revolution hatten die meisten der Wolfskinder überhaupt eine Chance, die abgerissenen Bande nach Deutschland erneut zu knüpfen. Die Hoffnungen waren groß. Die Bundesrepublik erschien als ein Sehnsuchtsort, dessen Name verheißungsvoll und wie das Paradies klang. Sicherlich, so dachten viele, würde man sie mit offenen Armen empfangen. Sie, die verlorenen Kinder, würden endlich ihren Platz finden und wieder dazugehören, denn sie waren ja zweifelsohne Deutsche.

Doch das vermeintliche Vaterland hatte seine Kinder zu diesem Zeitpunkt keineswegs im Blick. Noch waren im Osten Deutschlands 340 000 sowjetische Soldaten stationiert, waren die Zwei-plus-Vier-Verträge vom Obersten Sowjet nicht ratifiziert. Dies zog sich bis in den März 1991, und selbst noch im Juli des Jahres sprach Bundeskanzler Helmut Kohl von der »undifferenzierten Unterstützung der Unabhängigkeit einzelner Sowjetrepubliken« als »gefährlicher Dummheit«.

Es sollte also dauern, bis diplomatische Beziehungen aufgebaut waren. Doch erste Bande wurden geknüpft, und die Suchdienste von Rotem Kreuz und den Kirchen verzeichneten zunehmende Nachfragen.

Die wenigsten Wolfskinder fanden freilich ihre Eltern wieder. Etliche von ihnen waren im Laufe der Jahre bereits

gestorben, einige ließen sich wegen Namensänderungen oder aus anderen Gründen nicht ermitteln. Wegen ihres unbegreiflichen Schicksals und seltsamen Auftretens wurden viele Wolfskinder zudem von ihren eben gefundenen deutschen Verwandten als peinlich wahrgenommen und verleugnet. In viele Fälle spielte zudem die Angst hinein, die »neuen armen Verwandten aus dem Osten« künftig versorgen zu müssen. Dabei war Geld für die wenigsten Wolfskinder vordergründig. Ihnen ging es in erster Linie um mehr Klarheit, was ihre Herkunft betraf, um Fotos der Eltern und der Geschwister aus der früheren Zeit.

Die unerwartete Ablehnung traf die Wolfskinder völlig unvorbereitet und traumatisierte sie ein weiteres Mal.

Fast alle von denen, die in Litauen geblieben waren, bewegt bis heute die Frage, wie wohl ihr Leben verlaufen wäre, wenn sie einst die Flucht nach Deutschland geschafft hätten. Oder, wie es Christel Scheffler, geboren 1939 in Königsberg, formuliert, »wenn ich nicht auf der Schattenseite des Lebens hängen geblieben wäre«.

Doch wie geht es den ehemaligen Wolfskindern, die schon seit Langem in Deutschland leben?

Gerhard Gudovius, der heute am Rande der Schwäbischen Alb lebt, hat viele Jahrzehnte nicht über sein Schicksal gesprochen. Erst als er im Frühjahr 2011 eine Buchbesprechung im *Reutlinger General-Anzeiger* liest, merkt er auf. Es geht um ein Jugendbuch, das vom Schicksal der Wolfskinder handelt. Doch als er erfährt, dass es keineswegs ein Sachbuch, sondern eine frei erfundene Geschichte ist, ist er enttäuscht.